

Überschrift

Johannes 9,1–7

1 Im Vorbeigehen sah Jesus einen Mann, der von Geburt blind war.

2 Die Jünger fragten Jesus: »Rabbi, wer ist schuld, dass er blind geboren wurde? Wer hat hier gesündigt, er selbst oder seine Eltern?«

3 Jesus antwortete: »Weder er ist schuld noch seine Eltern. Er ist blind, damit Gottes Macht an ihm sichtbar wird.

4 Solange es Tag ist, müssen wir die Taten Gottes vollbringen, der mich gesandt hat. Es kommt eine Nacht, in der niemand mehr wirken kann.

5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.«

6 Als Jesus dies gesagt hatte, spuckte er auf den Boden und rührte einen Brei mit seinem Speichel an. Er strich den Brei auf die Augen des Mannes

7 und befahl ihm: »Geh zum Teich Schiloach und wasche dir das Gesicht.«

Der Mann ging dorthin und wusch sein Gesicht.

Als er zurückkam, konnte er sehen.

Als er zurückkam, konnte er sehen.

Was für ein Ende einer Reise!

Für den Blindgeborenen ist nichts ist mehr wie zuvor!

Er kann neu anfangen. Er ist unabhängig. Er kann jetzt für sich selbst sorgen. Die Rolle des Bittstellers hat ein Ende. Es beginnt ein Leben ohne Almosen, ohne Bettelei.

»Als er zurückkam, konnte er sehen.«

Was wäre das für eine Werbebotschaft: »Wir machen Sie sehend!«

Der Reiseveranstalter, der damit an den Start ginge, hätte beste Umsätze – und dann die meisten Regressforderungen.

Sehen können – für viele ist es eine Selbstverständlichkeit, für andere Vergangenheit und für manche eine nie gekannte Möglichkeit.

Und manchmal können wir sehen und sehen doch nicht.

Wir schauen weg, wir übersehen etwas, oder es fehlt uns der Überblick. Dann sieht man – so sagen wir – vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr.

Als er zurückkam, konnte er sehen – so endet die Geschichte, die unser Predigttext erzählt. Und sie beginnt damit, dass einer, der nicht sehen kann, gesehen wird.

Da sitzt ein Mann, von Geburt an blind, und bettelt.

Was hätte er auch sonst tun können, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten?

Er war auf Hilfe angewiesen. Seine Lebensqualität bestimmten andere. Er lebte ein Leben von der Hand in den Mund.

Für mehr als die tägliche Mahlzeit wird es wohl kaum gereicht haben – und manchmal vielleicht nicht einmal für das.

Er der nicht sehen konnte, hörte die Vorübereilenden. Manchmal stockten ihre Schritte. Manchmal hörte er den Griff in den Geldbeutel, und dann konnte er auf eine milde Gabe hoffen, bevor die Schritte sich schnell wieder entfernten.

Mehr als diese Form flüchtiger Zuwendung kannte er wohl schon lange nicht mehr.

Und manchmal gab es nicht einmal das:

Dann stockten zwar die Schritte, aber es passierte nichts.

Und dann spürte er wie sie ihn anstarrten – ungeniert und ungehindert.

Er konnte ja nicht zurückstarren, konnte sich nicht wehren, er war einfach nur Objekt neugieriger, verächtlicher oder auch mitleidiger Betrachtung.

Er war ein Mensch ohne An-sehen.

Die gibt es auch bei uns:

Menschen, denen man sich nur »flüchtig« zuwendet – »flüchtig« als sei man auf der Flucht vor ihnen.

Menschen, die man nicht ansieht, sondern im besten Fall mit Almosen abspeist – und sei es auch nur, weil sie als Bittsteller lästig fallen, weil man sie raus haben will aus den Amtsstuben, den Büros und den Geschäften.

Da ist der Durchwanderer, der am Samstagnachmittag an der Pfarrhaustüre läutet, einen Lebensmittelgutschein in Empfang nimmt und dann freimütig erklärt, er müsse an Heilig Abend unbedingt bei einem meiner Kollegen vorsprechen – am besten kurz vor dem Gottesdienst – da sei der dann immer sehr großzügig.

Da sind die Gestrandeten, die Antragsteller, die »Fälle«, die seit neuestem Klienten heißen, aber sich selten als solche ernst genommen fühlen, Menschen, die man nicht an-sieht, die aber gerne einmal genau das »genießen« würden: An-sehen und Würde.

Da sind die, deren Behandlung sich nach »Fallpauschalen« richtet, die vom System eingeteilt werden in die, die »es wert« sind und in die Austherapierten. Menschen denen damit geholfen wäre, dass man sie ansieht und ihnen zuhört, die man nicht nur be-handelt, sondern be-teiligt.

Die gibt es auch bei uns:

Menschen, denen mit ihrem Ansehen auch ihre Würde abhandengekommen ist – und mit ihrer Würde auch eine gute Lebensperspektive, Menschen die sich selbst nichts mehr zutrauen, weil andere ihnen nichts zutrauen.

»Im Vorbeigehen sah Jesus einen Mann, der von Geburt blind war.« So beginnt unsere Geschichte.

Auch die Jünger, haben ihn bemerkt – und was tun sie?!

Sie machen ihn unverzüglich zum Gegenstand einer gelehrten Debatte.

Sie reden nicht mit dem Betroffenen, sie reden über ihn.

Das wäre ja noch zu verzeihen, wenn sich ihr Gespräch wenigstens um Therapiemöglichkeiten gedreht hätte, oder um die Frage wie man die Lebensumstände des Blindgeborenen nachhaltig verbessern könne. Aber weit gefehlt. Sie erörtern erst einmal die Schuldfrage.

Wieso nur fühle ich mich gerade jetzt an manche Debatte unseres Wahlkampfes erinnert?

»Wer ist schuld an seinem Unglück«, fragen sie Jesus. »Hat er gesündigt oder waren es seine Eltern?«

Es ist die Frage mit der sie sich aus der Verantwortung stehlen wollen, einer Verantwortung, die allein dadurch entstanden ist, dass sie nicht rechtzeitig weggesehen haben. Oder dass sie dabei waren als Jesus hingesehen hat.

Es ist die Schuldfrage. Denn wenn der Schuldige gefunden ist, steht auch fest, wer sich kümmern muss – und sie sind es nicht.

Aber Jesus lässt sich nicht auf ihre Alternativen ein.

Mit seiner Antwort er durchkreuzt ihre Absicht, sich durch Schuldzuweisungen aus der Verantwortung zu stehlen.

Er spricht die Beschuldigten frei.

»Weder er ist schuld noch seine Eltern«, sagt er.

Krankheiten haben Ursachen, aber sie sind keine Strafe Gottes.

Und dann macht Jesus deutlich: Die Frage, die sich angesichts des Blindgeborenen stellt, ist die Frage, die auf Abhilfe sinnt. Und dafür zuständig sind diejenigen, denen die Not dieses Menschen aufgefallen ist. Unsere Aufgabe, so sagt er sinngemäß zu seinen Jüngern, ist es die Taten Gottes zu vollbringen, und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt, solange es Tag ist. Und Tag ist es, solange ich bei euch bin.

Und damit wendet er sich dem Blindgeborenen zu und bestreicht seine Augen mit einem Brei aus Speichel und Erde.

Wieso so kompliziert?

Wieso macht er sich die Hände schmutzig, wieso dieses aus unserer Sicht unhygienische Ritual, wieso so umständlich?

Er hätte doch einfach auch sagen können: »Sei sehend!« – eine Heilung aus dem Handgelenk, gewissermaßen im Vorübergehen, mal eben so,

so beiläufig wie andere dem Blindgeborenen jahrelang eine Münze zugeworfen haben.

Aber so gerade nicht. Offensichtlich soll der Anschein vermieden werden als sei die Heilung des Blindgeborenen das Ergebnis von Zauberei.

Und so hält Jesus an und wendet sich dem Bettler am Straßenrand zu.

Er nimmt sich Zeit. Er bleibt bei ihm stehen.

Er starrt ihn nicht an, er sieht ihn an, und er legt ausgerechnet bei ihm eine Pause ein.

»Ich mach Station am Weg auf dem ich geh«,
so beginnt das Lied, das wir Ihnen gleich singen werden:

»Ich mach Station am Weg auf dem ich geh,
ich halte an, damit ich Freunde seh,
die auf der gleichen Straße wie ich gehn.
Ich halte an, und bleibe bei euch stehn.«
Es ist Lied einer Begegnung.

Auch Jesus »macht Station«, legt eine Pause ein, nicht weil der Rastplatz so idyllisch ist, sondern weil gerade da ein Mensch ist, der jenseits aller finanzieller Zuwendungen seine ganz besondere Zuwendung braucht.

Er speist ihn nicht mit ein paar gut gemeinten Worten ab, sondern er bückt sich – vielleicht hockt er sich auch hin – und er berührt ihn.

Er legt seine Hand auf die wunde Stelle, und er beteiligt diesen Mann an seiner Heilung.

Er fordert seine Mitwirkung ein und schickt ihn auf die Reise: »Geh zum Teich Siloah und wasch dir das Gesicht.«

Und der Blindgeborene muss sich aufmachen.

Noch ist er blind und so fragt er sich durch.

Er weicht anderen aus, er stolpert, er fällt, aber steht auch auf und geht weiter, bis er am Ziel ist.

Und dann kommt er zurück und sieht – mehr als je zuvor.

»Wir müssen die Taten Gottes vollbringen...« So kommentiert Jesus das Geschehen.

Mit diesem »wir« nimmt er seine Jünger in die Pflicht – damals wie heute.

Wir sollen nicht die ganze Welt retten.

Es reicht, den oder die zu sehen, die wir im Vorübergehen antreffen.

Nicht die Schuldfrage ist dabei im Blick, sondern die Suche nach einer Lebensperspektive, und damit die

Frage nach Heilung.

Vielleicht bin ich es, der mehr sieht, als die Enttäuschten selbst, mehr als die Abgespeisten, mehr als die, die sich selbst nichts mehr zutrauen, weil wir ihnen nichts zutrauen.

Dieses Sehen ist nicht berührungsfrei.

Es rührt an – und zwar beide: Mich und den Menschen, dem ich damit vielleicht Stück An-sehen und Würde zurückgeben kann.

Und manchmal geschieht dann das Wunder, dass sich einer öffnet, sich aufmacht, seinen Weg sucht und findet und zurückkommt und sehen kann.

»Wir müssen die Taten Gottes vollbringen...« mit diesen Worten nimmt Jesus uns nicht nur in die Pflicht. Er stellt damit unser Handeln auch in einen großen Zusammenhang. Wir können die Taten Gottes tun!

Das ist Gottes Perspektive für uns.

Er beteiligt uns als Handelnde, als Subjekte, als Mitgestaltende.

Gott sieht uns an, und dieser Blick Gottes gibt uns Ansehen und Würde.

Wir können uns aufmachen und heil werden.

Und noch ein Letztes:

»Sehen« kann man solange es Tag ist, solange es Licht hat, sagt Jesus seinen Jüngern. Und er fügt an »Ich bin dieses Licht für die Welt und damit auch für euch.«

Und wie lange ist es Tag?

Wie lange ist das Licht bei uns?

Immer und überall.

Wenn die Menschen, die mit uns Gottesdienst feiern, nachher die Erlöserkirche verlassen, dann lesen sie genau diese Zusage über dem Hauptausgang:

»Ich bin bei euch

alle Tage

und bis an der Welt Ende.«

Amen.